

Sabine Lang: Erlebnispädagogik (EP) und Autorität – eine Frage der Balance

Zu Beginn etwas Redaktionelles: Mir ist bewusst, dass es auch viele Erlebnispädagoginnen und Teilnehmerinnen an erlebnispädagogischen Maßnahmen gibt. Aus Gründen der Lesbarkeit möchte an dieser Stelle jedoch trotzdem die männliche Form in der Schreibweise verwenden. In der inklusiven Form ständig von Erlebnispädagoginnen und Erlebnispädagogen sowie von Teilnehmerinnen und Teilnehmern zu schreiben erscheint mir als umständlich schreib- und lesbar. Ich hoffe, dies ist kein Hindernis, sich an den folgenden Gedankengängen zu beteiligen.

Nun zum Thema: Zentrale Bestandteile der Erlebnispädagogik sind die Anleitung der EP-Aktionen und die Begleitung des ganzen Lernprozesses, den die Teilnehmer durchlaufen. Wenn es um Anleitung geht, dann geht es zentral auch um das Thema „Leitung“. Dieses Jahrbuch steht unter dem Leitthema „Autorität“. Diese wiederum ist in einer wie auch immer gearteten Auseinandersetzung mit Leitung und Anleitung schon fast zwangsläufig Gegenstand der Überlegungen. So möchte ich gerne ein wenig zum Diskurs über die Bedeutung der Autorität in der Erlebnispädagogik beitragen. Mein Blick geht dabei auf die Rolle der Anleitung. Die Teilnehmer haben grundsätzlich auch Autorität und beeinflussen mit dieser den Lernprozess in der Gruppe wesentlich. Jedoch soll in diesem Aufsatz auf die Seite des Erlebnispädagogen geschaut werden.

Autorität?

Die Autorität bezeichnet im erziehungswissenschaftlichen Sinn nicht die Eigenschaft einer Person, sondern es geht vielmehr um die Qualität einer Beziehung zwischen Personen. Es besteht ein enger Zusammenhang zu anderen Aspekten wie zum Beispiel Respekt, Achtung, Ehrfurcht, Vorbild, Ansehen, Führung, Macht, Zwang Herrschaft... Diese Aufzählung beansprucht keine Vollständigkeit. Allein diese zwei Sätze zum Begriff und Verständnis von Autorität lassen schon erahnen, welche Verbindung es zwischen der Autorität und einer erlebnispädagogischen Anleitung Begleitung geben mag.

Erlebnispädagogik?

In der Erlebnispädagogik geht es darum, dass die Teilnehmer mithilfe von Erlebnissen lernen.

„Die spezifischen Aufgaben und Tätigkeiten von Erlebnispädagog_innen liegen in der zielgerichteten, fachlich fundierten Planung und Durchführung handlungsorientierter Lernszenarien, vorzugsweise in und mit der Natur als Erfahrungsraum. Sie arrangieren ganzheitlich orientierte, individuell herausfordernde und nicht alltägliche Situationen, die entwicklungs- und bildungswirksame Erlebnisse ermöglichen. Diese fördern vorrangig personale und soziale Kompetenzen.“ (be 2015)

So kann man es auf der Homepage des Bundesverbandes für Individual- und Erlebnispädagogik e.V. nachlesen.

Aufgabe ist die „fachlich fundierte Planung und Durchführung handlungsorientierter Lernszenarien“. Damit Lernen in der EP stattfinden kann, müssen gewisse Bedingungen erfüllt sein. Damit sind wir als Erlebnispädagogen fortwährend in der Überlegung, wie die Teilnehmer der Aktion zu einem möglichst optimalen Lernerfolg kommen können. In unserer Verantwortung liegt es nun, eine Lernsituation zu inszenieren, die mit größtmöglicher Wahrscheinlichkeit die Möglichkeit für den gewünschten Lernerfolg bereithält. Dabei gibt es gewisse Rahmenbedingungen zu beachten. So sind laut Definition des „be“ bei der Planung, Durchführung und Evaluierung der Lernszenarien grundlegende Strukturmerkmale wie beispielsweise Selbststeuerung, Eigenverantwortung, Freiwilligkeit, Ressourcen- und Prozessorientierung sowie die Dimension der sozialen Interaktion zu berücksichtigen.

Weiterhin, so der Bundesverband, stehen „neben der Beachtung aktueller Sicherheitsstandards die physische, psychische und soziale Unversehrtheit der

Teilnehmenden im Vordergrund. Im Sinne einer nachhaltigen Entwicklung wird Wert auf einen achtsamen Umgang mit Natur und Umwelt gelegt.“

Die Aufgabe scheint klar. Wie man sie füllt oder ausführt, hängt jedoch sehr stark von der Auslegung der eigenen Rolle ab. Und hier kommt die Frage nach Verständnis und Ausübung der „Anleiter-Teilnehmer-Beziehung“ ins Spiel.

Lernen

Fragen wir einmal so: Wann lernen wir? Von Jean Piaget wissen wir, dass alles Wissen an Handeln gebunden ist. Am Anfang steht das praktische Erlebnis im Umgang mit der Welt. Indem das Erlebnis einsortiert wird in etwas, was bereits erlebt wurde, wird es reflektiert und gedeutet. Es bekommt damit auch eine Wertung. Es wird zur Erfahrung. Manche Erlebnisse passen nicht in das vorhandene Spektrum. Dieses muss dann erweitert werden. Piaget nennt diese Vorgänge „Assimilation und Akkommodation“. Aber das sei hier nur am Rande erwähnt.

Die Erlebnispädagogik baut genau auf diese Vorgänge auf und möchte über das reflektierte Erlebnis, das zur Erfahrung wird, das Denk- und Handlungsspektrum der Teilnehmer erweitern. Es geht hier also um viel mehr als um ein Aneignen von Wissen. Es geht um die Förderung personaler und sozialer Kompetenzen. Wir lernen emotional und kognitiv. Und wir lernen in Beziehungen. Denken und Fühlen sind angesprochen. Aus der Lerntheorie wissen wir, dass gerade die Emotionen im Lernprozess ein Lernergebnis nachhaltiger machen können. Je mehr Kanäle genutzt werden können um die Situation aufzunehmen und zu verstehen, je mehr Zugänge zur Problemstellung möglich sind, umso größer wird die Wahrscheinlichkeit, dass angemessene Lösungsstrategien entwickelt werden können.

Offen bleibt tatsächlich, was genau jetzt gelernt wird. Das ist eine knifflige Eigenheit der Erlebnispädagogik. Hier wird der Anleiter zur zentralen Figur im Lernprozess. Wieviel Interpretationsspielraum bleibt dem Lernenden? Nach welchen Zielvorgaben wird gelernt? Welches Tempo und welche alternativen Strategien werden zugelassen? Mit der Rolle des Initiators von Lernsituationen bekommt der Erlebnispädagoge eine gewisse Macht. Je nachdem, wie intensiv sich Teilnehmer auf die Anleitung einlassen, gestehen sie dem Anleiter mehr oder weniger Einfluss auf ihre Wege zu denken, auf ihre Lösungsstrategien und ihr Prozessergebnis zu. Den Italienern wird folgendes Sprichwort zugeschrieben: „Wer den Kochlöffel in der Hand hat, macht die Suppe so, wie es ihm beliebt.“ Der Erlebnispädagoge hält in gewisser Weise den Kochlöffel in der Hand, bestimmt das Rezept, nach dem die „Erlebnissuppe“ gekocht wird. Wer die Aktion einführt und anleitet, bestimmt die Regeln, den Prozess und hat damit auch erheblich Einfluss auf das Ergebnis. Es könnte so etwas wie ein erlebnispädagogischer Optimismus entstehen. Mit erlebnispädagogischen Aktionen können wir Lernergebnisse „machen“. Aber ist das so? Soll das so sein?

Wir haben es also gerade beim Erfahrungslernen in der Erlebnispädagogik mit zwei Seiten zu tun. Zum Einen ist da der Einzelne, der seine Erlebnisse hat und daraus Erfahrungen ableitet. Dieses Ableiten, Deuten und Einsortieren ist ein höchst subjektiver Vorgang. Ich kann niemandem vorschreiben, was er gerade erlebt hat. Auf der anderen Seite stehen wir als Erlebnispädagogen wie der „Schöpfer“ des Lernsettings da. Wir können nur damit arbeiten, wie wir den Fortgang des Lernprozesses bis hierher verstanden haben. Wir können weder Ziele noch Wege vorgeben und doch müssen wir Wege und Ziele annehmen und für möglich halten. Wir können begleiten und uns darüber freuen, staunen, wundern, welche Lösungsansätze und Ergebnisse die Teilnehmer finden und konstruieren. Wir müssen offen bleiben für das Andere in jedem. Heckmaier und Michl haben hierzu unter anderem folgende Thesen entwickelt:

1. Ziele sind Arbeitshypothesen des Pädagogen und nichts weiter.
2. Nicht die Metaphern des Kursleiters, sondern jene der Teilnehmer stehen im Mittelpunkt-

3. Wenn Gefühle unsere Kognition steuern, greifen Reflexionen über die Angemessenheit von Verhalten zu kurz.
4. Das Handeln der Teilnehmer kann nie falsch sein, höchstens unpassend.
5. Erlebnispädagogen tun gut daran, sich beim Beobachten zu beobachten, um sich ihrer eigenen mentalen Modelle bewusst zu werden.
6. Prozesse sind nur begrenzt steuerbar.
7. Für Interventionen gilt deshalb unter anderem: Weniger ist mehr.

Schauen wir einmal darauf, welche Wirkung und damit welche Bedeutung Autorität im erlebnispädagogischen Setting haben kann.

Notwendigkeit von Autorität?

Weit verbreitet ist die Annahme, dass, wer Macht hat, auch Autorität hat. Anders herum geht es eigentlich noch besser: Wer Autorität hat, der hat auch Macht. Liest man dazu ein wenig in Literatur und Internet, kommt man sehr schnell auf die Frage, wo die Autorität denn herkommt. Es sicherlich mehrere Quellen, aus denen sich die Autorität speist. Ganz vorne stehen auch hier die Macht oder die Kompetenz. Manchmal kommt auch beides zusammen.

Im erlebnispädagogischen Setting wird uns als Erlebnispädagogen aufgrund unserer Aufgabe und Rolle Autorität zugestanden. Wir bekommen quasi einen Vertrauensvorschuss in unsere Kompetenz und Fähigkeiten. Vertrauensvorschuss bedeutet allerdings auch, dass diese Bereitschaft seitens der Teilnehmer uns zu vertrauen und damit den Anweisungen und der Anleitung Folge zu leisten, recht schnell verfliegen kann, wenn sie nicht von unserer Fachkompetenz und den persönlichen sozialen Fähigkeiten untermauert und dokumentiert wird. Wird uns die Autorität abgesprochen, dann haben wir ein Problem. Wir können unsere Aufgabe kaum noch erfüllen. Wir können nicht mehr anleiten, weil aus der Sicht der Teilnehmer keine Möglichkeit vorhanden ist sich auf unsere Weisung und Leitung einzulassen.

Wir lernen in Beziehungen, und Autorität ist eine Qualität von Beziehung. Im Idealfall vertrauen uns die Teilnehmer und lassen sich deshalb auf die vorgegebene Aktion ein und akzeptieren die gesetzten Regeln. Unsere Autorität verleiht ihnen die Sicherheit, sich aus dem bekannten und erforschten Terrain ihrer bisherigen Erfahrungen heraus zu wagen und etwas gänzlich Neues auszuprobieren. Gelingt dies, dann sind wir sehr nahe an der optimalen Lernsituation. Denn wir lernen da, wo wir uns aus der Komfortzone hinauswagen und den sicheren Boden des Bewährten verlassen. Schwierig für das Lernen wird es allerdings, wenn die Unsicherheit zu groß wird und aus der „kleinen, nervenkitzelnden Angst“ eine große Angst oder sogar Panik wird. Die Autorität des Erlebnispädagogen als sicherheitsgebendes Netz wirkt einer solchen Panik hoffentlich entgegen. Oft hören wir Sätze wie: „Das habe ich mich nur getraut, weil du dabei warst.“ Ein Teilnehmer schrieb uns einmal: „Es ist einfach eine grandiose Chance zu lernen, was man sonst nicht kann. Sich selbst herausfordern zu lassen, eigene Grenzen wahrzunehmen und den Weg zur Kompetenz kann man beobachten.“ Dies sind direkte Auswirkungen der Anleiter-Teilnehmer-Beziehung. Wird der Erlebnispädagoge als Sicherheit gebend und kompetent erlebt, fühlt sich der Teilnehmer gesehen und ernst genommen, dann reagiert er mit Vertrauen, das sich in aller Regel in der Bereitschaft zu Wagnis und Risiko äußert.

Wann hat man Autorität?

Autorität stützt sich auf Anerkennung und/oder Vertrauen. Dies kann ich negativ bekommen, indem jemand meine Position anerkennen muss, weil er sonst sanktioniert wird. Hierzu wiederum braucht es die Macht sanktionieren zu können. In diesem Fall käme die Anerkennung der Autorität über die Einsicht der eigenen Machtlosigkeit die Situation zu ändern oder über die Angst und den Wunsch unangenehme Konsequenzen des eigenen Verhaltens und Handelns zu vermeiden.

Positiv stützt sich unsere Autorität auf das Vorschussvertrauen, das von guten und hilfreichen Erfahrungen der Teilnehmer unterstützt und schließlich abgelöst wird. Die Gruppe lernt quasi, dass wir es gut mit ihr meinen, einen kompetenten Job machen, ihr Sicherheit vermitteln und in ihrem Interesse planen und handeln. Letzteres ist nach meinem Dafürhalten zu bevorzugen.

Wo ist der Haken?

Als Erlebnispädagogen konstruieren wir Herausforderungen und damit Lernsituationen. Wir legen die Regeln fest und achten gleichzeitig auf ihre Einhaltung. Wir intervenieren, wenn es uns als zielführend und notwendig erscheint, und gestalten den Gruppenprozess somit aktiv mit. Aus Sicht der Teilnehmer ist nicht immer klar, warum wir wann, wo und warum intervenieren. Wir legen im Prozess der Aktion erst einmal keine Rechenschaft über unser Handeln ab und wirken schnell als „unantastbar“ und direktiv. Hier wird eine Autoritäts- und Machtposition spür- und sichtbar.

Auf der anderen Seite soll es so sein, dass das Prinzip der Freiwilligkeit gilt, die Motivation mitzumachen idealerweise vom Teilnehmer ausgeht (intrinsisch) und die Ziele der Teilnehmer mindestens genauso wesentlich sind wie die des Anleiters oder die von dritten Personen wie begleitenden Lehrern oder von Vorgesetzten, die ihren Angestellten ein Team-, Kommunikations- oder Kooperationstraining verordnen.

Auf der einen Seite müssen wir als Erlebnispädagogen also eine klare Zielvorstellung, eine direktive Art in der Gestaltung der Lernsituation und ein sicheres Auftreten vor der Gruppe haben. Auf der anderen Seite müssen wir prozessoffen sein, einfühlsam, distanziert und nahbar zugleich, in den Hintergrund treten und die Situation jederzeit im Blick haben, interventionsfähig bleiben und keine Dynamiken auslösen, die wir nicht wieder einfangen können. Es erscheint ein wenig wie die Quadratur des Kreises.

Wie hält man die Balance?

In der Erlebnispädagogik am MBS stehen die Fähigkeiten und Möglichkeiten des Einzelnen bzw. der Gruppe im Vordergrund. Wir gehen grundsätzlich davon aus, dass Menschen kompetent und in der Lage sind Lösungen zu finden. Menschen sind neugierig und wollen lernen. Vor allem auch junge Menschen. Sie lassen sich gerne herausfordern und antworten auf das Vertrauen, das wir in sie setzen, in aller Regel ebenfalls mit Vertrauen: Vertrauen in uns, aber auch mit Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten.

Auf der personalen Ebene begegnen wir den Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, mit denen wir arbeiten, auf Augenhöhe. Auf der fachlichen Ebene sind wir wenigstens den berühmten „einen Schritt voraus“, den es braucht, um Sicherheit zu geben und handlungsfähig zu bleiben.

Diese Art der Begegnung mit den Teilnehmern der EP sorgt dafür, dass wir ebenfalls angeschaut und hinterfragt werden, genauso wie wir unsere Teilnehmer anschauen und hinterfragen. Dies führt, vor allem in der EP-Ausbildungsarbeit in der MBS Akademie dazu, dass uns der „Machtfaktor“ nicht zu Kopfe steigt. Das wäre auch fatal, weil dies die konstruktive Seite der Autorität kurzer Hand zerstören würde.

Ein weiteres wesentliches Element der Balance ist der Glaube an die höchste Autorität, der Glaube an Gott. Wenn wir uns selbst als Gottes Kinder sehen, dann sind wir nicht höher oder niedriger, besser oder schlechter als all die anderen Menschen um uns herum. Ein Ausspruch Bischof Kettlers (1811-1877) bringt dies wunderbar auf den Punkt: „Jede Autorität, die geübt wird, ohne auf die von Gott jedem Wesen verliehene Freiheit und Selbstbestimmung, diesem Heiligtum der Seele, Rücksicht zu nehmen, wirkt verderblich.“

Die Offenheit für den anderen, die Ausrichtung im Glauben auf Gott und das Bewusstsein, selber wie jeder andere ein Teil der Schöpfung Gottes zu sein, das Ernstnehmen der Beziehung von Erlebnispädagoge und Teilnehmer als einer Wechselwirkung, in der jeder vom anderen lernt – all das sind „Balancehelfer“.

Gelingt der Balanceakt, geschieht vielfältiges, spannendes und bereicherndes Lernen. Verlieren wir die Balance, lernen wir auch. Nach dem Hinfallen kommt das Aufstehen, das Hinsehen, Vergeben, das „daraus Lernen“ und das „weiter Machen“.

Vor allem das sich „beim Scheitern über die Schulter schauen lassen“ erhöht im Nachgang die Autorität. Es geht ja um Beziehung, wie wir gesehen haben. Und die lebt von der Glaubhaftigkeit. Perfektion glaubt dir keiner...